

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 70.

Mittwoch, 24. März

1926.

Schellbruch.

(10. Fortsetzung.)

Roman von Georg Julius Petersen.

(Nachdruck verboten.)

Schellbruch hatte sich in seine Schlafkammer zurückgezogen. Hier lag er angekleidet auf seinem Bett. Von einer Laterne der Parallelstraße drang ein schwacher Lichtstrom durch die Fenster, eben hinreichend, um einige Gegenstände in ihren Umrissen zu erkennen. Zumeilen stieg ein dumpfer Laut zur Höhe, ein fast tönelnder Ton; war er verweht, lastete wieder die Stille des Sonntags mit bleierner Schwere über der Wohnung.

Da klopfte es an ein Fenster der Werkstatt; Schellbruch erhob sich von seinem Lager. Durch den Türspalt gewahrte er die Umrisse seines Gesellen.

„So mach' doch auf, Mensch!“ rief es von draußen.

Schellbruch kam dieser Aufforderung zögernd nach; kurz darauf betrat Schnabel hinter ihm die Werkstatt.

„Warum sitzt du denn im Dunkeln?“ sagte er ärgerlich. „Überhaupt, ich muß einen Hausschlüssel haben. Gib mir deinen, du brauchst ihn ja doch nicht.“ Er hatte inzwischen Licht gemacht. „Nein.“

Schnabel sah seinen „Meister“ überrascht an. „Mach keine Kunststücke, Schellbruch. Ich habe keine Lust, immer so lange draußen zu stehen, bis es dir paßt.“

„Dann . . . dann kannst du rechtzeitig nach Hause kommen.“

„Ach nee! . . .“ Er wußte sich diesen Widerstand scheinbar nicht recht zu deuten. „Bekomme ich den Schlüssel oder nicht?“

„Nein!“

„Na, dann zwingst du mich, die Fenster einzuschlagen.“ „Das wage nur!“

„Meinst du, ich wage es nicht? . . .“ Er brach in ein Gelächter aus. „Was ist dir eigentlich in die Krone gefahren? . . . Mit dir ist ja gar kein Umgehen mehr.“

„Ich habe es satt“, rang es sich von Schellbruchs Lippen. „Satt habe ich es — bis hier.“

„Ich nicht.“

Da ergriff Schellbruch den derben Schusterhammer und schwang ihn hoch; seine Augen waren blutunterlaufen; Schnabel blieb ruhig sitzen.

„Hast du Übung darin?“ fragte er mit kalter Berechnung.

Da sank die Hand mit dem Hammer.

„Was meinst du, wenn ich erzähle, Schellbruch hat mich mit dem Hammer totschlagen wollen! . . . Das könnte manchen auf merkwürdige Gedanken bringen, du . . .“ Er wußte genau, was er mit seinen Worten anrichtete, er sah es ja auch. Blöhlisch weiteten sich seine Augen. Er sah etwas weiter hin auf einem Stuhl große, rote Flecken. Blut? . . .

„Was ist das?“ fragte er und trat zögernd näher.

Da wußte er, was seine Augen getäuscht hatte; mit raschem Griff hatte er die Stengel mit den roten Köpfen erfaßt. „Pah!“ machte er nur. Aber bald hatte er sich wiedergefunden. „Wie kommen die her?“

„Von meinen Kindern.“

„So! Waren die hier?“

„Ja.“

„Nur die Mädchen?“

„Nein.“

„Also alle.“

Schellbruch nickte. Und dann war es ihm, als stütze ihn jemand. Ein Mut kam über ihn. Mit einem Aufatmen sagte er: „Man weiß schon, daß du mit Lemke gut Freund bist.“

Schnabel öffnete vor Überraschung den Mund.

„Und was ist dabei? . . .“ fragte er nach einer Pause. „Deine Freunde sind auch meine Freunde, Schellbruch.“

„Lemke ist nicht mein Freund“, erwiderte der Meister mit einer merkwürdigen Bestimmtheit. „Er ist es nie gewesen und seine Besuche sind mir zuwider.“

„Das sag' ihm mal! Nebenbei: er besucht ja nicht dich, sondern mich.“ „Eben deshalb.“

Schnabel blieb die Entgegnung schuldig. Es war ersichtlich, daß Schellbruch irgendeine Rückenstärkung erfahren hatte, denn so widerborstig hatte er sich noch nie oder doch nur im Anfang gezeigt. Die Kinder, auch die Schwiegerjöhne waren hier gewesen. Sie hatten von Lemke gesprochen. Das durfte dieser eigentlich nicht wissen, nein, er durfte es um keinen Preis wissen.

„Ich werde Lemke sagen, daß seine häufigen Besuche dir nicht angenehm sind“, warf er hin. „Und nun gib mir etwas Geld.“

„Geld? . . .“ staunte Schellbruch.

„Run ja, ich muß doch einen Zehrgroschen haben! Ich habe schon von Lemke geborgt.“

„Du weißt, was wir abgemacht haben“, sammelte sich Schellbruch. „Wenn du ohne Geld nicht fertig werden kannst — verdiene dir welches. Ich habe nichts. Und wenn ich welches hätte, ich würde dir doch nichts geben. Keinen Pfennig, verstehst du! Keinen Pfennig!“ Verzweiflung und Mut über diese Exproffung gaben ihm das Aussehen eines Menschen, der zu allem fähig ist. Schnabel klinkelte zu ihm hin. Und dann lachte er höhnisch auf. Wenige Minuten später saß er vor dem Abendbrot, das Lisbeth für ihren Vater bereitgestellt hatte, und ließ es sich gut schmecken.

XIV.

Das Gasthaus „Zu den drei Sternen“ konnte nicht den Anspruch darauf erheben, zu den besseren Lokalen der kleinen Stadt gezählt zu werden. Hier verkehrten Viehtreiber, Handelsleute, Schiffer und was sonst die Stadt flüchtig berührte. Es war keine eigentliche Herberge, und doch war für billiges Geld immer ein Nachtlager zu haben.

Der einzige Stammgast dieser Wirtschaft war seit Jahren Lemke. Aber ein Stammgast, der nie einen Pfennig bezahlte, obwohl er nicht selten Speise und Trank bekam, soviel er begehrte. Es gingen seltsame Reden über das Verhältnis zwischen Lemke und dem Wirt „Zu den drei Sternen“. Tatsache war, daß Anton Strunk — so hieß der Wirt — schon mehr als einmal mit den Gerichten zu tun gehabt hatte und vielleicht in ebenso schletem Ruf stand wie sein Freund.

Es war auffallend, daß Lemke sofort auftauchte, wenn der Wirt festgestellt hatte, daß ein Gast über größere Vorräte verfügte. Dieser blieb dann nicht

lang allein an seinem Tisch sitzen. Lemke wußte ihn bald in ein Gespräch zu ziehen, trank ein Glas Bier nach dem anderen und spielte den Freigeibigen. Sobald er merkte, daß sein Tischgenosse nicht mehr ganz Herr seiner Sinne war, bestellte er einen Knobelbecher, der ihm von Anton Strunk oder dessen Frau eifertig gebracht wurde. Ein Knobeln begann, zuerst um Getränke, dann um Geld, und es sollte noch das erste Mal werden, daß der Fremde ungerufen davonkam.

Auf dieser Grundlage beruhte die langjährige Freundschaft der beiden würdigen Männer.

Eines Tages erschien Lemke mit Schnabel. Strunk, der an einem Tisch in der leeren Gaststube saß, blickte von seiner Zeitung auf und maß den Unbekannten mit kritische Blicke.

„Tag, Anton“, sagte Lemke mit seiner singenden Stimme. „Zwei Glas Bier, ja?“

„Bier ist alle“, entgegnete der Wirt, der die Summe seiner Betrachtungen gezogen hatte.

„Dann zwei Schnäpse.“ Es klang geretzt.

„Auch alle. . . Alles alle!“ Er lehnte sich behaglich zurück und faltete die Hände über dem runden Tische. Sein Blick verriet nichts von Freundschaft, es stand vielmehr deutlich darin zu lesen: Mit solchen Gästen bleibe mir gefälligst vom Halse!

Lemke warf ihm einen giftigen Blick zu. Alle Welt verachtete oder fürchtete ihn, das wußte er, aber in Strunk hatte er längst seinen Meister gefunden. Er griff in die Tasche und warf ein Markstück auf den Tisch.

„Zwei Bier und zwei Schnäpse“, sagte er mit Betonung.

Der Wirt nahm das Geldstück in die Hand und betrachtete es eingehend, als wolle er sich von der Echtheit überzeugen, dann stand er behende auf.

„Sofort“, gab er zur Antwort und brachte das Verlangte. Schnabel stand mit offenem Munde dabei und machte im übrigen einen etwas verwirrten Eindruck; offenbar fühlte er sich nicht einmal in dieser anspruchslosen Umgebung wohl.

Die beiden setzten sich und bekräftigten die bei Schellbruch gemachte Bekanntschaft mit einem Trunk. Der Wirt widmete sich einem Fuhrmann, der soeben zur Tür hereingekommen war, Lemke und Schnabel waren ohne Zeugen. Und nun begann eine Unterhaltung, die einem wechselseitigen Verhör glich. Bald war es Lemke, der seine Fragen stellte, bald Schnabel. Und keiner kroch dem anderen auf den Leim. Aber jeder wußte dennoch bald, was er von dem anderen zu halten hatte und beide waren mit dem Resultat ihrer Wahrnehmungen zufrieden.

So viel hatte Lemke bald heraus: zwischen Schnabel und Schellbruch bestand ein Verhältnis, das nicht einem besseren Gefühl entsprang, sondern auf der einen Seite Furcht, auf der anderen der Berechnung eines von keinen Skrupeln Beschwerten. Aber Schnabel wich plötzlichen Fragen geschickt aus, höchstens lachte er vielsagend. Das reizte Lemke. Er war fest entschlossen, dies Geheimnis dem anderen zu entreißen. —

Als Lemke und Schnabel nach zwei Tagen wiederkamen, zeigte der Wirt sich schon bedeutend zuvorkommender gegen diesen. Für kurze Zeit nahm er sogar an ihrem Tisch Platz. Aber er vermied es sorgfältig, Dinge zu berühren, die ihn in irgendein Vertrauensverhältnis zu Schnabel bringen konnten. Als er gegangen war, sagte Lemke:

„Also, Sie kriegen keinen Pfennig Lohn, Schnabel?“

Schnabel verneinte.

„Ja, aber Sie müssen doch Taschengeld haben, für Wäsche und Kleidung sorgen — kurz, über etwas Bar-geld verfügen können.“

„Schellbruch hat selbst nichts“, murkte der Landstreicher.

Lemke wiegte scheinbar nachdenklich den Kopf. Und dann beugte er sich über den Tisch.

„Schellbruch nicht, wohl aber seine Schwiegerknechte, oder doch der eine“, warf er hin.

„Die werden auch gerade so dünn sein und mir etwas geben“, antwortete Schnabel, der, wie sein beobachtender Blick bewies, noch nicht recht wußte, worauf sein Freund hinaus wollte. Aber er erfuhr es bald,

wenn auch tropfenweise, und nun riß er Mund und Augen auf. Er sollte, wie Lemke meinte, an den jungen Bäder Wirt herantreten und ihm gewisse Andeutungen machen. In seinem eigenen Interesse würde Wirt schon die Tasche öffnen.

„Denn Sie haben doch mit Schellbruch etwas gemeinsam, Schnabel, nicht wahr?“

Er wurde enttäuscht; Schnabel, der gespannt zugehört hatte, grinste überlegen.

„Gewiß: Erinnerungen.“

„Erinnerungen, welcher Art denn?“ forschte Lemke begierig. „Mir können Sie's doch wahrhaftig sagen.“

„Ein ander Mal.“

„Also haben Sie doch etwas ausgefreffen!“

„Das hab' ich nicht gesagt. . . Sie können sich viel einbilden, Lemke. Oder sind Sie damit zufrieden, wenn ich Ihnen einen Bären ausbinde?“

„Nein. Für Ihre Lügen danke ich. Die können Sie Schellbruchs Schwiegerjohn aufhängen, wenn Sie wollen.“

„Das will ich.“

„Wirklich? . . . Nun, in Gottes Namen! Aber Sie müssen wissen, was Sie verantworten können.“ —

Und ihre Freundschaft gedieh. Zwar ließ Lemke sich niemals mit Schnabel auf der Straße sehen; sie trafen sich entweder in den „Drei Sternen“ oder in Schellbruchs Werkstatt, in den Vormittagsstunden, wenn der Meister ein wenig schlummerte oder zu schlummern schien. Oft genug hörte er das Gewisper nebenan.

(Fortsetzung folgt.)

Das verlorene Rezept.

Von Artur Hoffmann.

Ich hatte von meinem Arzt ein Magenpulver verschrieben bekommen: einfach Klasse. Mit diesem Pulver im Hause ist es wahrhaftig eine Lust, Magenschmerzen zu haben, direkt ein Vergnügen, das man sich in so schweren Zeiten, wie heutzutage wo man auf so vieles verzichten muß, freilich höchstens alle Sonn- und Feiertage mal leisten sollte, an denen man sich ja nach altem Brauch gern etwas benehmt. Und ich habe gefunden, daß Magenschmerzen das Billigste ist, was da in Frage kommt. Das Pulver kostet 2 Mark und reicht mindestens für 25 Anfälle. So kommen also auf jeden Sonn- und Feiertag 4 Pfennig. Bitte, was können Sie sich sonst für 4 Pfennig leisten? Jedes, aber auch jedes andere anständige Vergnügen ist teurer. Auf mein Amüsier-Magenpulver pro Portion 4 Pfennig also lasse ich nichts kommen.

Mein Arzt hatte mir ein Rezept mitgegeben, nach welchem das Pulver in der Apotheke anfertigt wurde. Es ist zu begreifen, daß man ein solch fabelhaftes Rezept gut aufhebt. Das war natürlich auch geschehen. Es war so gut aufbewahrt, daß ich es, als die erste Schachtel Pulver veramüßert war und die Auflage erneuert werden mußte, nicht mehr auffinden konnte. Obwohl ich mir und jedermann die Antwort vorher selbst hätte geben können, fragte ich doch meine Frau, wohin sie das Rezept gelegt hätte. Nein, gab ich zurück, ich hätte es nicht an mich genommen. Hätte ich es getan, so wüßte ich jetzt auch, wo es wäre.

So, sagte meine Frau und fragte, wo denn z. B. jetzt mein Benzinflenzzeug und mein Füllfederhalter seien. Dinge also, die außer mir niemand berühren dürfe. Auf diese Frage war ich nicht vorbereitet, also gehörte sie auch nicht hierhin. Sie möchte bei der Sache bleiben, sagte ich daher. Vom Benzinflenzzeug und vom Füllfederhalter sei nicht die Rede, sondern vom Rezept des Magenpulvers. Ich wisse ganz genau, daß ich es leinert auf ihren Schreibtisch gelegt habe. Ausgeschlossen, erwiderte sie, auf ihrem Schreibtisch herrsche Ordnung, da komme nichts fort. Außerdem gehörten Rezepte nicht auf ihren Schreibtisch, sondern in die Hausapotheke.

Wenn Rezepte, was ich nicht bestreiten wollte, in die Hausapotheke gehörten, würde ich es auch wohl hinein-gelegt haben, antwortete ich, und räumte der Hausapotheke die Eingeweide aus. Alles, was ein solches Ding in sich bergen muß, war darin: Heftplaster, Zinksalbe, Guttapercha, Räumlänge, Karbol, Hühneraugentinktur, Arnika, Cholera-tropfen, blutstillende und andere Watte, effigiale Tonerde, Rezepte aller Art usw., nur nicht das Rezept, das ich gerade suchte. Also hatte ich es doch auf den Schreibtisch meiner Frau gelegt. Folglich mußte ich ihn einer Unter-suchung unterziehen.

Wer schon einmal den Versuch gemacht hat, im Schreib-

tisch seiner Frau etwas zu finden, weiß, daß das Resultat negativ war. Im Schreibtisch einer Frau befinden sich 90 Prozent Sachen aus der Mädchen- und Pensionszeit; der Rest ist auch Tineff. Ich meinte, sie könne den ganzen Plunder bei dieser Gelegenheit in den Müllimer werfen, kam damit aber genau so schlecht an wie alle Männer, die ihren Frauen diesen guten Rat geben. Die Sachen gingen mich gar nichts an, sagte sie, und gab sich dann ihrerseits daran, in meinem Schreibtisch zu suchen. Ich sträubte mich gegen die nutzlose Arbeit, denn ich kenne doch meinen Schreibtisch. Es ist kein Papierschnitzelchen darin, das ich nicht kenne und das nicht irgendwie von Bedeutung ist.

Nun ja, den zerbrochenen Pfeifenkopf brauchte ich eigentlich nicht aufzubewahren, auch den Rasterpinsel mit der Glase nicht, den invaliden amerikanischen Weder aus meiner Junggesellenzeit ebensowenig, und die alte Türklinke aus unserer ersten Wohnung auch nicht. Die fünf leeren Zigarrenstiften könnten schließlich auch fehlen, das Paar ausgefranzte Röllchen nimmt auch nur unnötig Platz fort, und wie der lendenlahme Hosenreder in das hintere Fach kam, ist mir nicht ganz klar. Die Hühnerfedern mit dem Nitotingeruch haben bestimmt keinen besonderen Zweck mehr zu erfüllen, und die einsinkige Schere hat mir meines Wissens genau so wenig je gehört wie die Hasenfote, die ich jetzt zum erstenmal sah.

Aber das alles war ja auch Nebensache. Die Hauptsache, um die es ging, das Rezept, war nicht darin. Das wußte ich im voraus. Es soll mich jemand meinen Schreibtisch kennen lehren. Aber gefunden mußte es werden, denn mein Arzt war verreist, und ich konnte es daher nicht im Duplikat bekommen. blieb also nichts übrig, wie die ganze Wohnung systematisch abzusuchen.

Meine Frau kämpfte leidenschaftlich dagegen, daß ich mich anschickte, den Bücherschrank zu leeren und jedes Buch durchzublüättern, ob sich das Rezept etwa darin befände. Ich konnte doch nicht rund dreihundert Bände daraufhin nachsehen, meinte sie, als ich die Bücher auf dem Fußboden zu Hauf türmte. Was sein müsse, müsse nun einmal sein, gab ich zur Antwort, und begann mit Goethes sämtlichen Werken, denen ich zunächst alle Klassiker, Schillers Weltgeschichte, Meyers Konversationslexikon, Brehms Tierleben, Karl Mays Reiseromane, alle Courtis-Mahlerischen geistigen Erzeugnisse und die Ulstein-Bibliothek folgen ließ. Als ich Schwielen wie ein Sackträger in den Händen, und die Lippen vom steten Anfeuchten der Fingerspitzen trocken hatte wie die Vereinten Staaten von Amerika, gab ich die Sache auf.

Das Rezept fand sich auch nicht in den Sprungfedern der Betten, der Chaiselongue und der beiden Klubsessel. Weder in den Gewürzkröpfen der Küche noch in den fünf Duzend Weckgläsern der Vorratskammer, noch zwischen den Bett-, Hand- und Tischluchern des Leinwandstrandes. Ich suchte es vergebens hinter allen Spiegeln und Bildern, im Papiertorb, im Kohlenkasten und im Müllimer, auf der Manlarde, im Fremdenzimmer und im Keller.

Ich inquirierte unsere Hausangestellte Minna, bis sie mit rotgeweinten Augen einberging und schluchzend befeuerte, sie sei ehrlicher Leute Kind und hätte noch nie Magenbeschwerden gehabt. Sie stülpte ihren Schließkorb um und trennte alle Röhre ihrer Kleider auf, sogar das Futter ihrer Hülle legte sie bloß. Sie hätte gekündigt, wenn meine Frau ihr nicht ein Kinobillett geschenkt und ihr gelast hätte, ich einige nächste Woche für längere Zeit in ein Sanatorium.

Das Rezept mußte gestohlen sein. War nicht dieser Tage Better Adoff da? Der ist weit und breit als Fils bekannt, und eher, als er für den Arzt einen Pfennig ausgibt, läßt er sich das Herz mit glühenden Zangen aus dem Leibe reißen. Sah er nicht schlecht aus? Sprach ich ihm nicht von dem Pulver? Der Geiztrager ist sicherlich magenkrank, und um die ärztliche Konsultation zu sparen, hatte er gewiß das Rezept heimlich an sich genommen.

Als ich meiner Frau gegenüber diesen Verdacht äußerte, sagte sie, es sei ihr mit dem Sanatorium durchaus ernst gemeint. Haben Sie Worte? Jetzt soll ich in ein Sanatorium, weil Better Adoff den Arzt sparen will! Nein, erwiderte ich, alle verwandtschaftlichen Rücksichten in Ehren, aber ich dachte nicht daran, eine Kur durchzumachen, weil Better Adoff sich den Magen verstaucht habe. Das täte ich nicht einmal für sie, und außerdem wäre Better Adoff eigentlich nur mit ihr und nicht mit mir verwandt.

Ob ich etwa damit sagen wollte, daß der Geiz eine hervorragende Eigenschaft in ihrer Familie sei, wollte sie wissen. Ich erwiderte, darauf könnte ich erst Antwort geben, wenn die vielbesprochenen Testamente ihrer beiden ledigen Tanten mir vorlägen. Da die Tanten aber noch, wie ich bei unserer letzten Einladung an sie konstatiert hätte, außerordentlich gesund und gut bei Appetit wären, sei diese Frage durchaus nicht akut. Diplomatischer kann

man sich doch wohl kaum ausdrücken, nicht wahr? Aber trotzdem schmollte meine Frau. Nun lachte ich mich tot, wenn die Tanten uns nichts vermachten.

Das Rezept fand sich nicht, aber ich traf gestern Better Adoff gesund wie ein Fils im Wasser. Als ich ihn fragte, ob er dieser Tage vielleicht Magenschmerzen gehabt hätte, lachte er mich aus. Ich sage ja, daß er das Rezept hat.

Inzwischen ist unsere Wohnung, die ob des Suchens nach dem Rezept etwas in Unstand geraten war, wieder halbwegs in Ordnung. Nur mein Arbeitszimmer sieht noch aus, als hätte Großfeuer darin gewütet.

Ah ja. Ich bin mit der leeren Magenpulverschachtel zum Apotheker gegangen und habe ihn gefragt, ob er vielleicht noch wisse, was für ein Pulver er mir damals zu rethigemacht habe. Der Apotheker drehte die Schachtel um und nickte beiläufig. Auf der Rückseite stand nämlich das Rezept.

Das Frauen aber auch nie auf das Nächstliegende kommen. Nein, eher lassen sie unsereins die ganze Wohnung auf den Kopf stellen! Zu dumm!

Der gute Wit.

Von Max Saneel.

Er war da, ehe Methusalem geboren wurde, er überlebte Methusalem und wird uns alle überleben. Denn der gute Wit stirbt nicht. Als Adam damals seiner Frau den ersten guten Wit erzählte — es geschah in einer gemüthlichen Stunde seiner Ehe — da erzählte er ihr den Wit, den dereinst der letzte Mann am Vorabend des Weltuntergangs seiner Frau erzählen wird (sofern sich die Frau bis dahin nicht vollständig masculinisiert hat und der letzte Mann eine Frau geworden ist; denn Frauen können keine Witze erzählen oder nur schlechte!). Ist aber die Welt untergegangen, dann steht im nächsten Morgenblatt der gute Wit vielleicht als einzig Überlebender. Denn ein guter Wit geht nicht unter. Er hat eine Lebensdauer, die alle Vorstellung übersteigt. Sind ein paar gute Witze beisammen, so gibt es bekanntlich unter ihnen immer einen, der noch älter ist. Der gute Wit besiegt die Zeit wie den Raum, und es ist durchaus möglich, daß ein Mensch, der sich im Laufe von ein paar Jahrtausenden ein paarmal inkarniert, in jeder Inkarnation den gleichen Wit vorgesetzt bekommt. Und davor retten ihn auch die verschiedenen Kontinente und Länder nicht. Denn der gute Wit ist ein Globetrotter, der ununterbrochen um den Erdball wandert und also in allen Ländern zu Hause ist.

Er taucht, beispielsweise, im New Yorker „Judge“ auf. Man sieht den heiteren Burischen näher an — und erkennt ihn am zweiten Blick als einen alten Bekannten, den man vor Jahren in der Münchener „Jugend“ angetroffen hat. Oder er erscheint im Pariser „Rire“, von wo aus er sich auf die Weltreise begibt, in alle lebenden und toten Sprachen überfetzt, in alle Trachten und Sargons gekleidet wird, um endlich, von Marseille aus, dem „Rire“ als neuester guter Wit eingereicht zu werden. Dem „Rire“ kommt der heitere Burische bekannt vor, aber er ist von unverweifellicher Güte und ewiger Jugend, also wird er, einigermassen aufgeweckt, der Generation, die ein wenig gedächtnisschwach ist, abermals als neuester guter Wit mitgeteilt. Um dann wieder vergnügt um den Globus zu spazieren. Zwar ist er ja oft betreten, wenn er erfahren muß, daß man ihn schon kennt, aber er ist doch noch weit öfter freudig überrascht, wenn er entdeckt, wie wenig Leute ihn trotz seines und ihres Alters gehört haben.

Ein armer Teufel müßte sich einst in Dakota um die Stelle eines Küsters. Man wollte ihn anstellen — da zeigte sich, daß er nicht schreiben konnte. Er bekam die Stelle nicht, wurde dann Hausierer in Seife, Kaufmann in noch mehr Seife, endlich Seifenfabrikant und Millionär. Einmal soll er ein bedeutendes Dokument unterschreiben. Da muß er gestehen, daß er nicht schreiben kann.

„Herr“, sagt ihm sein Gegenüber mit Bewunderung und Bedauern, „was erst wäre aus Ihnen geworden, wenn Sie schreiben gekonnt hätten!“

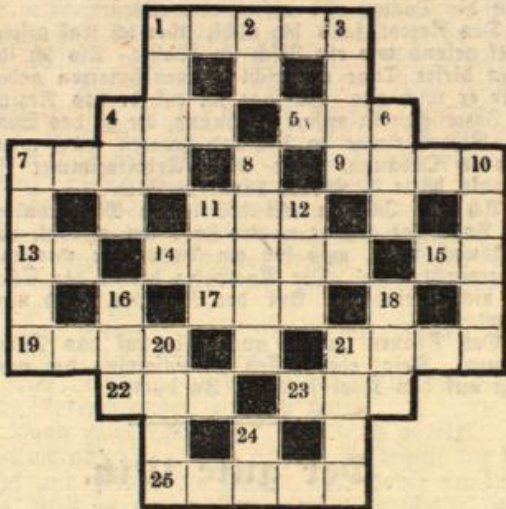
Ein Küster“, antwortete ihm der Millionär nüchtern. Die Wiege dieses echt amerikanischen Wises stand in dem galizischen Judenest Krotoschin. Und der vornehme „Küster“ war damals noch ein „Schames“, ein Tempeldiener. In Peking wird der gleiche Wit erzählt. Der arme Teufel müßt sich dort um die Stelle eines Postisten und wird dann Großkaufmann.

Dieses Beispiel für Hunderte. Jeder von uns wird dem „Schames von Krotoschin“ noch etliche Male im Leben begegnen — vielleicht auf den Kanarischen Inseln, vielleicht in den Nordkuren, vielleicht auf Grönland.

Was ist die besondere Eigenschaft des guten Wises?

Daß er uns immer zum vorletzten Mal erzählt wird.

Kreuzwort-Rätsel.



Wagerecht:

1. Findest du am grünen Baum,
21. Dient oft als Versammlungsraum,
9. War einst der Bohnsitz edler Ritter,
19. Bist du erkrankt daran, ist's bitter,
15. Fern in Sibirien fließt ein Fluß,
22. Ein Monat voller Hochgenuß,
4. Ein Ländchen in der Schweiz, genannt Ranton.
11. Ist gut sie, findet sie auch ihren Lohn,
13. Anrede, doch aus alten Zeiten,
5. Mit ihm kannst du dir Grog bereiten,
14. Dient zum bequemen Vorwärtstommen,
17. Ein Ausdruck, aus der Seemannskunst entnommen,
23. Viel Wege führ'n in diese Stadt,
7. Wer zählen kann, das Wort bald hat,
25. Als Funktion im ganzen Land, — Ist diese deutsche Stadt bekannt.

Senkrecht:

1. Ein Mönnerschmuck, der bei der Frau sehr stört,
3. Man ist es, wenn man nicht mehr hört,
6. Im Kriege zeigt ihn der Soldat,
2. Als Karte sehr beliebt beim Skat,
11. Liegt zwischen Bergen eingeschlossen,
8. Verstimmt, macht er dich sehr verdrossen,
10. Von jedermann gebraucht beim Essen.
16. Bist du's geworden, bist du bald vergessen,
18. Als Sohn des Noah kennt man ihn,
12. Soll er gut schmecken, muß er zieh'n,
24. Man ruft es aus, ist man verlegt,
4. Wird von Studenten oft verlegt,
20. Ein sehr bekannter deutscher Fluß,
21. Lateinisch heißt er fillus,
7. Als Tageszeit meist sehr beliebt, — Weil es dann endlich Ruhe gibt.

Auflösung des Kreuzworträtsels in Nr. 64: Wagerecht: 1. Staub. 4. Kreisel. 6. Idiot. 7. Legat. 9. Tau. 11. Tomate. 12. Tobias. 13. Ehe. 15. Stolz. 17. Achse. 18. Estrich. 19. Murat. — Senkrecht: 1. Sport. 2. Afrika. 3. Bibel. 4. Koralle. 5. Lenbach. 6. Itis. 8. Tasse. 9. Tee. 10. Ute. 14. Herder. 16. Psalm. 17. Ahat.

Hygiene und Heilkunde

Geheimnisse des Schmerzes. Soviel sich auch die Wissenschaft schon mit dem Schmerz und seiner Bekämpfung beschäftigt hat, so gibt es doch noch viele Geheimnisse, die mit diesem am weitesten über unseren Körper verbreiteten Gefühl verbunden sind. Die moderne Heilkunde hat den Kampf gegen den Schmerz mit allen Waffen aufgenommen und ihn auch schon zum großen Teil siegreich durchgeföhrt. Diese Befreiung von Schmerzen, die heute eine Grundregel der Medizin ist, darf man nicht einfach aus dem Wunsch erklären, den Menschen vor unnötigem Leiden zu bewahren, sondern die Befreiung des Schmerzes ist in vielen Fällen auch ein wichtiger Reizfaktor. Man hat durch Forschungen nachgewiesen, daß der Schmerz ebensoviel selbst ein Reizmittel ist, wie er andererseits Erzeugnis einer Reizung ist, und daß sein

Vorhandensein dazu beiträgt, die Krankheiten zu verschlimmern und zu verlängern, durch die er hervorgerufen wird. Die Lehre von der sofortigen Befreiung von Schmerzen, — mag diese nun durch schnelle Operation oder durch schmerzstillende Mittel erfolgen — ist deshalb wissenschaftlich wohl begründet. Aber man darf andererseits nicht vergessen, daß das Auftreten des Schmerzes auch seine guten Seiten hat, denn die Natur gibt dadurch dem Menschen ein Warnungszeichen und ruft die Muskeln zum Selbstschutz auf. Der Schmerz bringt es z. B. mit sich, daß die Bewegung eines Gliedes von der Gefahrquelle fortverlegt wird oder die schmerzhaftige Zusammenziehung der Muskeln um eine verletzte Stelle verhindert die Bewegung überhaupt. Starker Kopfschmerz ist oft das Anzeichen von Krankheiten, die vollkommene Ruhe erfordern und der Schmerz hat die heilsame Folgeerscheinung, daß man sich niederlegt und ruhig verhält. Noch nicht restlos aufgeklärt ist der Einfluß, den das Gehirn auf die Schmerzen ausübt. Es ist ja bekannt, daß, wenn der Geist von einer starken beherrschenden Erregung ergriffen ist, der Schmerz unterdrückt wird; so empfindet der Soldat vielfach die Wunde nicht, bis die Aufregung der Schlacht vorbei ist. Ein sehr starker Schmerz drängt auch stets einen kleineren zurück. Keine Schmerzen werden durch Krankheiten oder Verletzungen hervorgerufen, die in gewissen Gegenden des Körpers entstehen; so z. B. fehlt die Schmerzempfindung in der Substanz des Gehirns, der Leber, der Nieren oder der Lunge. Man kann diese Organe dem Messer und sogar dem Feuer aussetzen, ohne Schmerz hervorzurufen. Man nimmt an, daß sie keine eigenen „Schmerzempfinger“ besitzen. Aber man darf dabei unter keinen Umständen die feinen Membrane berühren, die diese Organe umgeben, denn sie sind so mit Schmerzempfindern ausgestattet, daß sofort eine starke Schmerzempfindung entsteht.

Welt u. Wissen

Die Bushneger von Surinam. Die holländische Kolonie Niederländisch-Guayana oder Surinam, die an der Nordküste Südamerikas, zwischen Britisch-Guayana und Französisch-Guayana, liegt, ist in ihrem Innern noch wenig durchforscht. Das Land zeigt wildromantischen Charakter, ist wenig zivilisiert, hat an der Küste grobe Striche Sumpfland und im Innern undurchdringliche, jungfräuliche Urwälder, wo die aufstrebenden, erheben sich Hügelketten, die immer höher ansteigen bis zur majestätischen Höhe der Gebirge an der brasilianischen Grenze. Das Innere ist von Negern bewohnt, den sogenannten Bushnegern, die sich von den eingeborenen Indianern scharf unterscheiden. Der Ursprung dieser Neger ist recht bemerkenswert. Zur Zeit, als die Neger von Afrika nach Guayana verkauft wurden, gab es stets einige Beherzte, die, um sich der Grausamkeit der Sklavenhalter zu entziehen, nach unbekannten Gebieten entflohen, unbekümmert, daß sie einem ungewissen Schicksal entgegen gingen, und nur darauf bedacht, ihren Verfolgern zu entgehen. Im Lauf der Zeit wuchs die Zahl dieser entlaufenen Sklaven immer mehr an; es bildeten sich ganze Kolonien, die sich am Oberlauf der Flüsse in der Nähe der Quellen ansiedelten, wo sie am sichersten vor der Verfolgung waren, da diese Flußläufe nicht zu befahren waren. Als dann die Sklaverei aufgehoben wurde, kamen sie aus ihren Schlupfwinkeln hervor und begaben sich zum Gouverneur der Kolonie, um diesen zu bitten, sie dort, wo sie sich angesiedelt hatten, in Ruhe und Frieden weiterleben zu lassen. Die Bitte wurde ihnen auch gewährt, und seither sind die Nachkommen jener entlaufenen Sklaven völlig unabhängig, auf der anderen Seite aber auch dank ihrer Abgeschlossenheit in Fetisch- und Baumdienst versunken. Die Sprache dieser Bushneger ist ein fast unverständliches Gemisch afrikanischer Dialekte mit holländischen, spanischen, portugiesischen und englischen Worten. Der englische Reisende, der das Land besucht hat und jetzt in „Chamber's Journal“ über seine Reise berichtet, betont besonders, daß die Nachkommen dieser afrikanischen Sklaven sich durch ungewöhnliche Langlebigkeit auszeichnen. Der Häuptling eines der Dörfer, der an die hundert Jahre zählt, und, wie seine Stammesgenossen ein Riese und ganz und gar mit Haaren bedeckt war, zeigte ihm als größte Merkwürdigkeit seine Mutter. Der Engländer sah sich einer völlig tauben, tauben und blinden Person gegenüber, die den Versuch machte, sich zu erheben und etwas murmelte, was einem Segensspruch ähnlich klang. Schließlich zeigte sie dem Besucher zum Zeichen der Ehrung den Zahn eines Jaguars aus einer Kette von Zähnen, die sie um den Leib trug. Es war die älteste Frau, die Kitzle in seinem Leben gesehen hatte. Zweifellos war sie in Afrika geboren und von Sklavenhändlern ins Land gebracht worden.